

XLI. CAPITEL.

Die Judengasse.



Der fanatische Hass, welcher im frühen Mittelalter die Juden traf, war die Veranlassung, dass man in orientalischen und italienischen Städten die Judenfamilien zwang, in eigenen Vierteln zu wohnen, wo sie über Nacht abgesperrt und vielfachen Beschränkungen unterworfen waren. Ein solches Quartier nannte man „Ghetto“. Später verbreitete sich dieser Brauch auch nach Deutschland, Frankreich und die Niederlande, und so finden wir denn auch in allen grossen Städten Oesterreichs solche Judenquartiere oder Judenviertel.

Eine der interessantesten Gassen dieser Art ist die Judengasse in Wien, die den Hohenmarkt mit dem Ruprechtsplatz verbindet und von dem Lazenhof, der Stern- und Seitenstettengasse durchschnitten wird. Sie ist zwar nur eine dumpfe, schmutzige Gasse, aber sie gehört doch zu den sehenswürdigsten Orten der Stadt, und kein denkender und beobachtender Fremder versäume es, diese Gasse zu besuchen. Hier herrscht noch Armuth und Verwahrlosung neben mächtigem Ringen nach modernem Aufschwung, hier herrscht noch freundnachbarliche Dienstfertigkeit und treues Zusammenhalten, jene Glanzpunkte des jüdischen Lebens, hier findet man noch den echten orthodoxen Altjuden neben dem modernangekränkelten, emancipirten Juden. Aber alle bewegt ein gleiches Interesse, ein geschäftiges Treiben. Hinter Bergen von übelriechenden, mottendurchfressenen Kleidern sieht man sie in lärmender Geschäftigkeit vom Morgen bis zum Abend ihre Trödlerwaare ausbieten und darum feilschen. Und das Merkwürdigste ist dabei, dass kein Mensch sie zwingt, in diesen elenden Wohnstätten ihrer Vorfahren eingepfercht zu leben, sie thun es hier aus freiem Antriebe, aus Geschäftsrücksicht, denn da es allerdings nicht leicht sein mag, einen alten Rock um's theuere Geld an den Mann zu bringen, so wirkt jedenfalls die gegenseitige Aufmunterung wesentlich mit zur Belebung des Geschäftes.

Uebrigens spielen die Juden in Oesterreich und besonders in Wien eine so wichtige Rolle, und ihre Verhältnisse nahmen im Laufe der Zeiten eine so wechselvolle Gestaltung an, dass ein kurzer Ueberblick ihrer Geschichte meinen Lesern gewiss willkommen sein dürfte.

Die Juden in Wien.

Wenn wir die Verhältnisse der Wiener Juden recht verstehen wollen, wie sie sich allmählig seit Jahrhunderten bei uns herausgebildet haben, so müssen wir vorerst die allgemeine Lage der österreichischen Juden überhaupt kennen.

Seit Jahrhunderten schloss man die Juden in Oesterreich so gut wie in Deutschland, Italien und Frankreich von allen Beschäftigungen aus und zwang sie, sich nur auf Handel und Geldgeschäfte zu werfen, somit die vortheilhaftern Erwerbsquellen für sich in Anspruch zu nehmen, d. h. man zwang sie also gleichsam, reich zu werden, und als sie es vermeintlich waren, hasste man sie ihres Reichthums wegen. Der eigentliche Kern der Judenverfolgungen lag somit von jeher ganz wo anders, als wir ihn in der Regel suchen oder zu suchen gewohnt sind. Das Volk leidet nämlich von jeher Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenusse, und obgleich seine Priester ihm

sagen, dass man hier auf Erden entbehren müsse, um einstens selig zu werden, so hegt es doch eine heimliche Sehnsucht nach den Mitteln dieses Genusses und hasst alle diejenigen, in deren Kisten und Kästen angeblich jene Genussmittel aufgespeichert und wohlverschlossen sind.

Ich verdamme daher viel weniger den Hass, mit dem die Christen die Juden verfolgen, ich verdamme vielmehr die unglückseligen Irrthümer, die diesen Hass erzeugen. Das Volk hat oft Recht in seinem Hass wie in seiner Liebe, wie überhaupt in seinen grossen Leidenschaften, denn es steckt immer ein gesunder Instinct in diesen Gefühlen, nur weiss es nicht seine Empfindungen richtig zu formuliren; sein Groll trifft nicht selten statt der Sache die Person und statt des Principes seine Schildträger, und so kommt es, dass Jahrhunderte hindurch stets andere und immer wieder andere Argumente diesen traditionellen Hass beschönigten. Im Mittelalter war es der „Religionshass“; man schlug die Juden todt und plünderte ihre Häuser, weil sie Christus gekreuzigt; heute schützt man andere Motive vor und das Volk auf der Bierbank und im Parlamente verhüllt seinen Groll hinter modernen Redensarten und schützt wissenschaftliche und philosophische Gründe vor.

Unter diesen Umständen ist es wohl leicht begreiflich, dass eine Verständigung oder Verschmelzung der Juden mit der übrigen Bevölkerung noch lange nicht ermöglicht werden wird, und dass auch die Juden ihrerseits, zumal die Orthodoxen, sich nicht allzusehr beeilen werden, ihre altererbten Vorurtheile aufzugeben, ihre Kanten und Ecken, die nicht immer die liebenswürdigsten sind, abzuschleifen, ihre kleinen Geschäftspraktiken und Pfiffe, die sie sich während einer mehrhundertjährigen Bedrückung angewöhnten, wieder abzugewöhnen.

Dennoch wird kein Vernünftiger zweifeln, dass dereinst eine Verständigung und somit auch eine Verschmelzung stattfinden wird, und dass sich dieser Process, wenn er auch bislang nur wenige Resultate zu Tage gefördert, besonders in Wien abspielen muss, denn die Residenz lebt viel rascher, und auch das Judentum lebte hier wohl zehnmal so rasch und erlebte auch zehnmal so viel als der Dorfjude auf dem Lande.

Schon zu Römerszeiten war Wien von Juden bewohnt. Die bereits von den Römern angelegten Strassen, der schiffbare Donaustrom waren ihnen willkommene Mittel, ihren Geschäftseifer zu bethätigen, ihren Handel auszubreiten. Sie bildeten gleich den römischen Ansiedlern ein abgeschlossenes Stadtviertel, ein nahezu regelmässiges Viereck, das sie (nach Geschmack und Sitte der damaligen Zeit) mit Mauern umgaben.¹⁾

Aber zur Zeit des wüsten, herrenlosen „Zwischenreiches“, wo die Leidenschaften wild entfesselt waren, Hab- und Raubgier einrissen, endlose Kriege die Gesetzpflege verwahrlosten, da machten sich die Juden diese Gelegenheit zu Nutze. Da sich die Fürsten selbst häufig in dringenden Geldverlegenheiten befanden, wurden ihnen manche Begünstigungen zu Theil, wodurch man Anlass fand sie zu hassen.

Die am 10. Mai 1267 in Wien bei St. Stefan abgehaltene Provinzialsynode und die hieraus erflossenen Verordnungen hatten den Zweck, die Juden in ihre frühern Verhältnisse zurückzudrängen.²⁾

¹⁾ Der Judenplatz bildete den Knotenpunkt, nach welchem sich die Wege rechts und links durch die Currentgasse, Schulhof, Pariser- und Färbergasse, Stoss-im-Himmel und Jordangasse verzweigten, wie ich bereits im Capitel vom Peter erzählte. Schon im Jahre 1204 lässt sich urkundlich eine „Judenschule“ in der Gegend des Kienmarktes gegen den Salzgraben zu nachweisen.

²⁾ Aus den Satzungen dieser Synode (die uns in Urkunden noch erhalten ist) ergaben sich manche interessante Stellen; so z. B. hiess es wörtlich: „Die Juden sollen sich auch einer eigenen Kleidung bedienen und den gehörnten Hut wieder aufsetzen, den sie aus eigener Keckheit abgelegt hatten. Es sei ihnen untersagt, öffentliche Aemter zu bekleiden, Badestuben und Gasthäuser der Christen zu besuchen, Christenmägde und Ammen zu halten, oder gar Christen zum Uebertritte zu verleiten, auch keine neue Synagoge zu errichten.“ Man warf ihnen auf der Synode Dinge vor, die dem aberwitzigen Gehirne ihrer Feinde entsprangen. Nach dem grossen Freiheitsbriefe Friedrich Barbarossa's vom Jahre 1156, mit dem der Kaiser den Herzog Heinrich Jasomirgott beschenkte, durfte letzterer im Lande Juden halten, und sie wurden ihm (nach deutschem

Diese ihre Freiheiten verursachten eine solche Feindseligkeit, dass die Bürger endlich erklärten, sie könnten neben den Juden nicht mehr bestehen. In ihrem Hasse gegen sie liessen sich die Bürger oft zu Ungerechtigkeiten verleiten, und alles Uebel, von dem man betroffen wurde, legte man ihnen zur Last. So oft in Wien eine Feuersbrunst ausbrach, oder eine andere Landplage über die Stadt kam, schob der Pöbel die Schuld stets auf die Juden und war bereit in jedem Momente gegen sie loszubrechen.

Die erste Verfolgung wurde unter Albrecht II. von kirchlicher Seite angeregt. Man stützte sich auf die Ansicht, die Juden seien wegen ihres Frevels, so sie an Christum begangen, zur ewigen Knechtschaft verdammt, sie seien unreine Leute und Ketzer. Der Glaubensfanatismus also brachte die allgemeine Erbitterung hervor.

Im Jahre 1371 stieg diese Erbitterung in hellen Flammen empor, so dass Leopold sich veranlasst sah, die Juden ganz aus Wien zu verbannen. Man warf ihnen Münzverfälschung, Agiotage und Verletzung der Gesetze vor. Aber die Geldmacht war es, durch die sie sich wieder Einlass zu verschaffen wussten, sie bemächtigten sich nämlich aller Regalien, Steuern und Pachtungen, auf die sie im vorhinein grosse Vorschüsse leisteten.

Am 4. November 1406 brach in der Judengasse Feuer aus: sogleich wurde die Nachricht verbreitet, die Juden hätten die Absicht, die ganze Stadt in Brand zu stecken. Das Volk plünderte sogleich die Judenhäuser, und acht Tage lang blieben die Juden in ihren Kellern versteckt, um nicht ihr Leben der Volkswuth preiszugeben. Dies aber war nur ein schwaches Vorspiel zu jener grossen letzten Judenvertreibung, die im Jahre 1421 stattfand, und die in der Geschichte ohne Beispiel ist.

Schon zwei Jahre vorher waren die Wiener durch Misswachs gequält und geängstigt, die Lebensmittelpreise stiegen zu einer erstaunlichen Höhe; *) umso empfindlicher drückte der Wucher und die Art und Weise der Juden, wie sie ihre Forderungen eintrieben. Der alte Hass erbitterte immer mehr die Gemüther und drohte täglich bedenklicher gegen die Juden hervorzubrechen.

Es bedurfte hiezu nur eines kleinen Anstosses. Dieser liess auch wirklich nicht lange auf sich warten. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, der reiche Israel in Enns habe von der Messnersfrau jener Pfarre (St. Lorenz) zu Ostern 1420 einige geweihte Hostien gekauft und selbe zur spöttischen Nachahmung der christlichen Religion unter seinen Glaubensgenossen ausgetheilt.

Wie ein Orkan ergoss sich jetzt die Volkswuth über die Juden, und die Erbitterung über diesen vermeintlichen Frevel war so gross und so allgemein, dass man schon Donnerstag Nachts vor Pfingsten die Juden in ihren Quartieren überfiel, sie aus den Betten riss, mit Stricken band und festnahm, die geringern sogleich aus dem Lande jagte, die reichen aber als Beispiel der Volksrache in Arresten zurückbehielt, um sie später dem sichern Tode zu weihen und ihr Vermögen einzuziehen. Religiöser Fanatismus und wilde Rachgier verlieh dem Volke Schwingen, welches jetzt mit unmensch-

Vorbild) als Kammerknechte (*servi camerae*) untergestellt und als seine Diener gebraucht. Durch dieses Verhältnis waren sie wohl dem Herzog unterthänig, aber sonst freie Männer und von allen andern weitem Bedrückungen befreit. Sie hatten blos die Geldgeschäfte des Herzogs zu besorgen, Gold und Silber in die königliche Münze zu liefern, im Uebrigen waren sie berechtigt, so weit die Grenze des Landes reichte, ihren Handelserwerb zu treiben, festes Grundeigenthum zu erwerben und Contracte mit Christen abzuschliessen. Der Herzog war ihr oberster Schutzherr, und sie unterstanden nur seinem eigenen Gerichte. Es gab daher eigene „Judenrichter“, die zu den herzoglichen Amtsleuten gehörten, und denen mehrere „Judenschreiber“ beigegeben waren. Doch hatten die Juden ihre eigenen Vorsteher und Meister der Gemeinde, die sie aus ihren Gliedern selbst wählten. Für diese Begünstigungen und den Schutz, den sie genossen, hatten sie dem Herzog jährliche Steuern zu zahlen; die Judenrichter bestimmten dieselben, und die Gelder wurden in die herzogliche Kammer direct eingezahlt. Sie hatten aber auch Naturallieferungen von Betten, Geräthschaften und bei Feldzügen auch Geldbeträge für Kriegssold zu leisten.

*) Nach den magistratischen Preistarifen des Wiener Marktes wurde ein Metzen Weizen mit 9 Gulden und ein Fässchen gemeinen Landweins mit 16 Gulden bewerthet.

licher Grausamkeit die furchtbarsten Gräueltaten verübte. Viele der Gemarterten, das Schlimmste ahnend, gaben sich selbst den Tod.¹⁾

Am St. Georgstage, den 12. März 1421, wurden zu Erdberg auf der sogenannten „Erdberger Haide“, wo gewöhnlich die Hinrichtungen durch's Feuer geschahen, 110 Personen jüdischen Glaubens beiderlei Geschlechts verbrannt, ihre Asche in die Donau geworfen und später die ganze Judenstadt sammt ihren Mauern und Thoren niedergerissen und die Häuser unter die Christen vertheilt,²⁾ am Hof aber sämmtliche Schuldobligationen und Urkunden öffentlich verbrannt. Selbst der „Judenfreyhof“ am Wiednerthor vor der Stadtmauer (zwischen dem Kärntnerthor und jetzigen Burghor, wo sich heute das Palais Schey erhebt) blieb nicht verschont, man riss die jüdischen Grabsteine aus, die man später zu Hausbauten der nahen Vorstadt verwendete, wie dies z. B. in Gumpendorf der Fall war.³⁾

Einige Zeit nach dieser Schreckensepoche liess man zwar einzelne Juden auf kurzen Besuch wieder in die Stadt ein, aber man erschwerte zugleich ihr Kommen durch allerlei drückende Verordnungen.

Die erste Satzung, welche nach dem Jahre 1421 die Zustände der Juden regeln sollte, war die berühmte Judenordnung Ferdinands I. vom Jahre 1528, wonach jeder Jude, wenn er sich auch nur einen Tag in Wien aufhielt, bei der Stadtobrigkeit über seine Geschäfte Auskunft ertheilen und auch einen sogenannten Aufenthaltzettel auf bestimmte Zeit lösen musste. Es war ihm bei strengster Strafe verboten, die „jüdischen Abzeichen“ abzulegen, irgend eine Hantirung oder Gewerbe zu treiben, die Häuser oder Herbergen der Christen zu betreten, an Sonn- und Feiertagen, besonders während des Gottesdienstes sich auf der Strasse blicken zu lassen.⁴⁾

So drückend auch diese Beschränkungen waren, so wussten die Juden doch immer wieder den Wienern im Handel Concurrenz zu machen, wie dies besonders an Wochen- und Jahrmärkten der Fall war. Die durch die Juden gedrückte Lage der Wiener ward daher immer fühlbarer

¹⁾ So erzählt die Geschichte von dem Weibe des Israel, dass es sich selbst in der Diebsschergenstube zu Enns mit dem eigenen Schleier erwürgte; ein reicher Jude zu Tulln stach sich das Messer in's Herz; mehrere Jüdinnen zu Mödling und Perchtoldsdorf erdrosselten sich; viele verhüllten ihren Freunden und Geliebten das Gesicht und öffneten ihnen die Adern; Kinder tödteten ihre Eltern und Väter ihre Töchter, um der Schmach zu entgehen.

²⁾ Am Tage vor dem Palmsonntag erklärte Albrecht V. 1421 die Judenhäuser als „Srei-Eigen“. Diese merkwürdige Verordnung lautete wörtlich: „Alle Häuser in Wien, so der Juden sind gewesen, seyen sie wie immer verkauft oder verfehrt, seyen städtisch und Burgermeister und Rath sollen darüber mit ihren Insiegl siegeln.“ Vide das Buch: „Die Juden in Oesterreich vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheils,“ Leipzig, in zwei Bänden. (Anonym.) Es nimmt unter der ziemlich reichen Literatur über die Juden den vornehmsten Rang ein, da es sich sowohl durch Stylreinheit, als durch Reichthum historischer Daten auszeichnet.

³⁾ Die in der Gumpendorferstrasse vorgefundenen jüdischen Grabsteine verleiteten frühere Forscher zu der irrigen Annahme, dass hier bereits Phönizier oder später zur Zeit der Römer die Juden gebaut hätten; auch Lazius verfiel diesem Irrthume. Uebrigens sei noch bemerkt, dass dieser Friedhof erst im Jahre 1385 von den Juden angekauft und nach seiner Zerstörung von Herzog Albrecht V. als Baugrund an das Dorotheerkloster verschenkt wurde.

⁴⁾ Die Verordnung Ferdinands I. lautete: „Ordnung, wie es fürdan mit denen inländischen und angejessenen Juden so Königl. Majestät Kammergut sind, als auch mit den ausländischen und durchreisenden Juden, die allhier gegen Wien kommen, gehalten werden solle.“ Interessant ist die damalige Eintheilung der Juden in drei verschiedene Kategorien. Es gab Hofbefreite, Gemeine und Fremde. Erstere wurden erst unter Ferdinand I. eingeführt und genossen besondere Privilegien. So durften sie z. B. keine Steuern zahlen, keine Abzeichen tragen, durften grossen und kleinen Handel treiben und hatten das Recht, dem kaiserlichen Hoflager zu folgen. Dafür vermittelten sie die Geldgeschäfte des Kaisers und halfen der Regierung zu Zeiten mit Anlehen aus. Auf sie hatten die strengen Judengesetze keine Anwendung, aber gerade gegen sie waren die meisten Klagen von Seiten der Bevölkerung wegen Bedrückung gerichtet. Zur zweiten Gattung gehörten die sogenannten „gemeinen Juden“. Sie hatten ihre eigene Sonderstellung, wiewohl sie zu den Hofjuden in einem eigenen wirklichen oder nur fictiven Dienstverhältnisse standen, daher sie auf diese Art auch häufig dem Gesetze entgingen. Die Zahl der letztern war jedoch damals sehr gering; sie belief sich im Jahre 1512 auf nicht mehr als 7, 1599 auf 31 und im Jahre 1619 auf 42 Familien. Weit bedeutender war die Zahl der fremden oder sogenannten „Wanderjuden“.

und der Ruf nach Vertreibung immer lauter und wurde bei passenden Gelegenheiten immer wieder erneuert.¹⁾ Eine solche passende Gelegenheit bot sich z. B. am 23. Februar 1668 dar. Es brach nämlich früh Morgens im neuen Leopoldinischen Tracte Feuer aus, dem sämtliche Stockwerke zum Opfer fielen. Sogleich legte das Volk den verhassten Juden das Brandunglück zur Last, obwohl es notorisch durch die Unvorsichtigkeit eines Tischlers verursacht worden war, und knüpfte zugleich auch die frühern Beschwerden hinzu, über Wucher, Agiotage, endlich auch ein staatsverrätherisches Einverständnis mit den Türken, Schweden und missvergnügten Ungarn, und schon im April 1668 konnte die Stadtgemeinde dem heftigen Drängen des Volkes nicht länger widerstehen und sandte endlich eine Deputation an Kaiser Leopold I. und dessen Gemahlin Margaretha nach Neustadt ab, worin sie um gänzliche Abschaffung der Juden auf das Dringendste bat. Schon am 13. Juli 1669 verkündeten Trompetenstösse in allen Strassen Wiens, dass die nicht mit Haus- und Kaufsatz angesessenen Juden binnen vierzehn Tagen die Stadt zu verlassen hätten, und eine weitere Verordnung vom 14. Februar 1670 erstreckte sich auf alle übrigen Juden, so dass, wer immer sich bis zum künftigen Frohnleichnamsfeste in Wien blicken lasse, an Leib und Leben gestraft werden solle.

Gleichzeitig überliess Kaiser Leopold I. den Juden den untern Werd zur Wohnstätte, daher diese Stadt, als von Leopold gegründet, „Leopoldstadt“ hiess, und wirklich war bereits am 28. Juli 1670 kein einziger Jude mehr in Wien anzutreffen; deshalb wurde auch am 24. Juli von Seiten der Stadtgemeinde mit der Regierung ein Vertrag abgeschlossen, wonach sie die ganze neue Judenstadt um 100.000 Gulden ankaupte, die Tilgung aller Schulden der Juden bis zum Betrage von 10.000 Gulden übernahm und sich verpflichtete, den Entgang der Judensteuer bis zum Betrage von 14.000 Gulden der Regierung zu ersetzen. Jedoch keiner von allen den ausserordentlichen Vortheilen, die sich die Bürgerschaft von der Judenabschaffung erhoffte, ging in Erfüllung. Die Bürger blieben mit ihrer Judensteuer im Rückstande, die Regierung erlitt einen Steuerverlust von 14.000 Gulden, die Landstände einen solchen von 20.000 Gulden, und das ganze Land war durch diese Abschaffung um 8 Millionen ärmer geworden. Aus diesen schwerwiegenden Gründen kam schon nach fünf Jahren zwischen der Regierung und den Juden abermals ein Vergleich zu Stande, wonach diesen der Aufenthalt in Wien wieder gestattet wurde, wiewohl unter mancherlei Beschränkungen.

Somit war diese Judenverfolgung vom Jahre 1670 der letzte verunglückte, aber lehrreiche Versuch, die Juden von Wien für immer vertreiben zu wollen. Alle übrigen seit dem erflossenen Gesetze und Nachtragsverordnungen,²⁾ ja selbst das so viel gepriesene Toleranz-Edict Kaiser Josefs II. sind nur als vorbereitende Uebergänge zu einer dereinstigen bessern Zukunft zu betrachten. Doch war jetzt schon der Same des Guten gesäet und trug redliche Früchte. Die Schranken sind gefallen, die man zwischen einem verwahrlosten Volksstamme und der allgemeinen Civilisation gezogen, die eingerosteten Vorurtheile und Missbräuche, die eine mehrere Jahrhunderte alte Knechtschaft erzeugte und ein unzeitiger Rabbismus nährte, sind bereits geschwunden, und der grosse schöne Bau der Humanität, den Kaiser Josef II. begann, geht seiner Vollendung entgegen.

Zu den historisch interessanten Häusern der Judengasse gehören folgende:

Der Lazenhof Nr. 500 und 516 (neu I).

Mit diesem Namen wird die Erinnerung an einen Mann wachgerufen, der nicht bloss durch seine Gelehrsamkeit zur Berühmtheit gelangte, sondern als der Verfasser der ersten und

¹⁾ So erinnere ich z. B. an die Verbannungspatente von 1554, 1567, 1572, 1619 und 1625, aber immer schien die Regierung nur einem allzu eifertigen Drängen nachzugeben, und es ereignete sich nicht selten, dass sie die von ihr festgesetzten Auswanderungstermine absichtlich erstreckte, um das Geld der reichen Juden bei ihren Geschäftsunternehmungen noch weiter in Anspruch nehmen zu können.

²⁾ Die Verordnungen, welche seitdem erlassen, sind von den Jahren 1697, 1753, 1755 und 1765, dann eine Verordnung vom 17. Juli 1783 und 20. Februar 1784.

ältesten Wiener Stadtchronik ganz besonders für uns von Bedeutung ist; ich meine den Doctor **Wolfgang Laz** oder **Lazius**, wie er sich nannte.

Er war hier im Hause geboren, kam frühe, noch bei Lebzeiten seiner Mutter, die ihm als Witwe diese Realität gegen eine Leibrente abtrat, in den Besitz desselben, vergrösserte es durch Ankauf eines Nebenhauses und verschönerte es durch Anlegung eines schattigen Gartens (1548), an dessen Stelle gegenwärtig der Gasthof „zur Dreifaltigkeit“ steht. Hier schrieb er in stiller Zurückgezogenheit seine zahlreichen gelehrten Werke in lateinischer Sprache, die er alle mit dem Zusatze zu datiren pflegte: „*Ex aedibus paternis*“, womit er seinen geliebten „Lazenhof“ meinte. Hier im Hause stellte er auch seine vielen römischen Inschrifttafeln, Motiv- und Grabsteine, Legionsziegel und andere antiquarische Kostbarkeiten, die er im Laufe der Zeiten mühsam gesammelt hatte, auf, oder befestigte sie an den Mauern. Hier starb er auch, beneidet und betrauert, nach einem ruhmvollen Leben im Alter von 50 Jahren unter Zurücklassung eines nicht unbedeutenden Vermögens.

Leider gingen nach seinem Tode die kostbaren archäologischen Sammlungen fast alle wieder zu Grunde; die Steine wurden pietätlos zu Bauten verwendet, die reichen Inschrifttafeln gewissenlos zerschlagen und selbst das Haus im Laufe der Zeiten vielfachen Renovierungen und Umbauten unterworfen, ja sogar zuletzt im Jahre 1854 von Grund aus abgebrochen und durch einen vollständig neuen Prachtbau ersetzt.

Aber der Name „Lazenhof“ lebt noch fort und erinnert noch heute an seinen einstigen vielgelehrten und vielberühmten Besitzer, und räumen wir nur ein klein wenig den alten Schutt der Vergangenheit hinweg und versetzen wir uns nur ein klein wenig im Gedanken in jene alterthümlichen, ehrwürdigen Wohnräume, die uns noch Allen im Gedächtnis geblieben sind: so tritt uns ein sehenswerthes, überaus lichtvolles Bild der Vergangenheit entgegen, und die wuchtige Gestalt des berühmten Lazius steht uns wieder lebendig vor Augen.

Wolfgang Lazius,

ein echter Repräsentant mittelalterlicher Gelehrsamkeit, der grösste Vielwisseur und Vielschreiber, aber auch der emsigste Sammler aller Zeiten, war hier im Hause am 31. October 1514 geboren. Er entstammte einem alten ansehnlichen Wiener Bürgergeschlechte. Seine Mutter Otilie (eine geborne Schallautzer) war die Schwester des berühmten Hermann Schallautzer, dem Wien seine Verschönerung durch zahllose Häuserbauten, aber auch seine grössere persönliche Sicherheit durch Vermehrung und Verbesserung der Stadtfestungswerke verdankt. Diesem zufälligen Umstande ist Lazius Vorliebe für antiquarische und archäologische Studien zuzuschreiben, denn während er seinen Onkel Hermann bei den fast täglichen Erdausgrabungen und Terrainuntersuchungen begleitete, traf er oft auf kostbare alte römische Legionsziegel, Münzen, Denksteine etc., die er alle fleissig sammelte, im elterlichen Hause aufstellte und so die Wissbegierde und Liebe zu Alterthumsforschungen nährte und erweiterte; dazu kommt noch, dass er schon frühzeitig durch den berühmten Sternkundigen Georg Tannstetter (Lehrer Kaiser Maximilians I.) gründliche Bildung erhielt. In seinem fünfzehnten Lebensjahre erlebte er hier die erste Türkenbelagerung. Das Bild des wüsten Kriegslebens und der Kriegsgefahren prägte sich tief in seine jugendliche Seele, und schon drei Jahre später litt es ihn nicht länger im elterlichen Hause; der Thatendrang erwachte, und, von einem glänzenden Soldatenleben angezogen, folgte er den kaiserlichen Fahnen nach Ungarn, sein Glück versuchend. Doch bald kehrte er wieder heim, um seinem Vaterlande auf andere Weise nützlich zu werden. Zuerst übernahm er die Erziehung zweier Edelleute (Freiherren von Starhemberg und Pögel), mit denen er ganz Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande durchwanderte, noch immer unschlüssig, welcher Wissenschaft er als Brodstudium sich zuwenden sollte. Endlich entschied er sich für die Medicin; sie schien ihm die wichtigste im Leben, wichtiger als die juridischen

Studien, „denn zuerst müsse man,“ so meinte er, „gesund sein, und dann könne man Prozesse führen und Vermögen erwerben und erstreiten, um es zu genießen.“

Er hörte also in Ingolstadt mehrere berühmte Lehrer und kam dann voll Begeisterung für seinen neuen Beruf in die Heimat zurück, um vorerst in Wiener-Neustadt, dann aber in Wien ärztliche Praxis auszuüben. Hier erhielt er im Jahre 1540 an der Universität die Stelle eines Lehrers der freien Künste und docirte später durch zwanzig Jahre die Arzneykunde unter grossem Zudrang seiner Schüler.

Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt. Kaiser Ferdinand I., ein Gönner der Wissenschaften und schönen Künste, erwählte ihn wegen der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Wissens zu seinem geheimen Rath, Geschichtschreiber und Leibarzt, er betraute ihn mit der Stelle eines Hofbibliothekars und Directors des Münzcabinets, und als Lazius seine Geschichte Wiens dem Kaiser widmete, schmückte ihn dieser mit der goldenen Kette und erhob ihn in den Ritterstand.

Doch die sitzende Lebensweise und die unaufhörlichen Anstrengungen untergruben bald seine Gesundheit. Zwei furchtbare Leiden, Gicht- und Steinschmerzen, stellten sich ein, denen er am 19. Juli 1565 erlag. Sein Leichnam wurde in der St. Peterskirche beigesetzt, wo gleich links vom Eingange sein Grabmal noch heute zu sehen ist.

Er war ein seltener Charakter, Uneigennützigkeit und anspruchsloseste Bescheidenheit waren seine beiden schönsten Zierden. Seine Kenntnisse umfassten alle Zweige des menschlichen Wissens. Was er einmal ergriff, dem weihte er sich mit aller Hingebung, voll und ganz. Er war der vielseitigste Forscher und fleissigste Sammler aller Zeiten, wiewohl nicht gelegnet werden kann, dass ihm bei all' seinem Forscher- und Sammlerfleisse ein gewisser Sinn für den nöthigen chronologischen und synchronistischen Zusammenhang abging, daher seine Werke bei all ihren Vorzügen doch an gewissen Mängeln litten. Er war eben ein Repräsentant der mittelalterlichen Gelehrsamkeit, wie sie sich bei uns in Oesterreich leider noch bis in die Zeiten der Jesuitenschulen forterhielt, und die sich von unserer modernen Gelehrsamkeit so wesentlich unterscheidet. Der Unterschied liegt in Folgendem: früher ging man dem Wissen nach bloß des Wissens halber, ohne selbes für das praktische Leben nutzbar zu machen; man lernte eine Menge Unnützes und Ueberflüssiges, nur um es zu wissen, man beschwerte sein Gedächtnis mit einer Unzahl von überflüssigen Namen, Formeln und Zahlen, man lernte z. B. die Namen der alten phönizischen Könige auswendig, wusste die Jahrzahl der Erdbeben und Sonnenfinsternisse an den Fingern herzuzählen, ohne sich dabei zu fragen, was denn mit diesem Wissen für das wirkliche Leben oder nur für die Wissenschaft selbst gewonnen sei.

Unsere heutigen modernen Gelehrten gehen von andern Principien aus. Es handelt sich bei ihnen nicht um die Vielwisserei, sondern vielmehr bei aller Vielseitigkeit darum, sich nur auf eine einzige Materie zu werfen, diese aber exact und gründlich zu erforschen und sie dem praktischen Leben dienstbar zu machen. Aus diesem Grunde geht unsere aufgeklärte moderne Jugend diesem realistischen Zuge nach und erwählt sich jene praktischen Wissenschaften zur Lebensaufgabe, die einen bestimmten Nutzen für's Leben abwerfen. Chemie, Physik, Elektrizität, Mechanik, Maschinenlehre sind die heutigen Apostel des Wissens, während die philosophischen und metaphysischen Wissenschaften längst schon in den Hintergrund gedrängt sind. Alles wird heute durch Maschinen besorgt, es ist, als ob die ganze Menschheit aus einem Kopfe denken, fühlen und empfinden würde, als ob sie selbst zur Maschine würde. Dort, wo einst Hunderte von emsigen Menschen ihren Nahrungserwerb gezogen, ersetzt oft die Hebelbewegung einer einzigen Maschine die ganze Arbeit, und selbst der Krieg zweier Völker ist heute nichts als das Ergebnis zweier Waffenfabriken; wer von ihnen schneller und weiter schießt, hat gewonnen. Die Maschinen kürzen uns Zeit

und Raum, helfen uns aufbauen und zerstören. Während früher die Menschen sich mit speculativen Wissenschaften befassten, die Gefühlswelt zum Gegenstande ihrer Beurtheilung machten, die Sterne

befragten, vom Himmel als Astrologen sich Rathsholten, ging ihnen hier auf Erden das Glück des Lebens verloren.

Auch Lazius mühte sich nutzlos in Schweiß seines Angesichtes ab. Er sammelte unverdrossen alles Mögliche, Bücher und Urkunden, Steine und Legionsziegel, Münzen und Curiosa, und sein umfangreicher Bücherschatz, sowie seine eigenen handschriftlichen Werke, die fast insgesamt an die kaiserliche Hofbibliothek gelangten, geben Zeugnis von der Nutzlosigkeit und Unfruchtbarkeit dieser undankbaren Arbeit.¹⁾

Nicht geringes Aufsehen erregte es in den Kreisen der Gelehrten und Archäologen zu Wien, als im Jahre 1852 bei Gelegenheit des Umbaus des Lazenhofes einige merkwürdige Funde zum Vorschein kamen, die theils auf die Geschichte dieses Hauses, theils auf die Kunst und römische Geschichte Bezug hatten.²⁾ Eine Abbildung *sub Figur 178* zeigt uns, wie der Lazenhof bis zu seinem im Jahre 1854 erfolgten Umbau ausgesehen.



Fig. 178.

Der Lazenhof.

¹⁾ Sein bedeutendstes Werk ist die „Geschichte Wiens“, die er in lateinischer Sprache unter dem Titel: „*Vienna Austriae Rerum Viennensium Commentarii in IV libr. distincti*“ herausgab, und die zuerst im Druck im Jahre 1546 zu Basel erschien. Sie wurde im Jahre 1614 von Heinrich Abermann, Rector der Bürgerschule bei St. Stefan, verdeutscht. Seine handschriftlichen Verlassenschaften sind grösstentheils genealogischen Inhalts, seine vielen Fragmente, öffentlichen Reden, die er bei feierlichen Gelegenheiten hielt, einzelne historische publicistische Abhandlungen über Oesterreich, Steiermark, Baiern, Ungarn und Siebenbürgen, so z. B. die „Geschichte der Kriege“ Carls V. wider den schmalkaldischen Bund, Ferdinands I. um Ungarns heilige Krone, alles lateinisch, seine „*Opera historico-politica*“ (gesammelt in drei Bänden, Antwerpen, 1698) enthalten manches Interessante. Doch sein grösstes Verdienst besteht wohl unbestritten darin, dass er auf seinen Reisen in der Karthause zu Gaming die vortreffliche Reimchronik des Steiermärkers Ottokar von Horneck (1260 bis 1309), eines Dienstmannes Ottos von Liechtenstein, auffand, die der gelehrte Benedictiner zu Mülk Hieronymus Petz später herausgab. Vide: Fr. von Sacken's Aufsatz über den Lazenhof im Literaturblatt der „Wiener Zeitung“ 1853, pag. 89 und Mittheilungen von A. Camesina über Lazius im I. Bande der „Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines“ in Wien.

²⁾ Unter diesen Ausgrabungen waren besonders drei Objecte von Bedeutung und zwar: ein Inschriftstein aus dem Jahre 1647, der über die Besitzrechte der Dreifaltigkeitscapelle Aufschluss gibt; das Grabmonument Georg Bachmann's, unseres verdienstvollen Historien- und Kirchenmalers, dem Wien mehrere kostbare Altarbilder verdankt, wie z. B. bei den Schotten jenes des Papstes Gregor, in der Dominikanerkirche jenes des Thomas von Aquin und ein römischer Votivaltar Jupiters, dessen bereits Lazius in seinen Schriften näher erwähnt; es ist dies derselbe Altar, den einst Cajus Arodius dem Jupiter von Doliche weihte (dem Zeus Belos der Syrer), dessen Cultus in der spätern römischen Zeit sehr verbreitet war. Vide: J. G. Seydl's Aufsätze über „Jupiter von Doliche“ in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften der historisch-philosophischen Classe (im XII. Bande, 1. Heft, und ebenso XIII. Band, 2. Heft).

Der Dreifaltigkeitshof Nr. 497 (neu 12 b)

hat seinen Namen von der uralten „Dreifaltigkeitscapelle“, welche ein Wiener Bürger Namens Zwick im Jahre 1326 zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit erbauen liess. ¹⁾

Uebrigens sind uns zahlreiche Urkunden, besonders über den Dreifaltigkeitshof, erhalten geblieben, welche von dem hohen Alter dieser Capelle und den angesehenen Bürgergeschlechtern als Besitzern Zeugnis geben. Die hervorragendsten Besitzer waren hier unstreitig die „*Ehrnester*“ oder „*Kronester*“ (wie sie sich später nannten), die bereits im Jahre 1345 im Besitze dieses Hauses waren, das sie mittelst Los unter sich in drei Theile theilten ²⁾ und die vielleicht das einzige alte Wiener Geschlecht sind, welches nachweisbar seit dem Mittelalter bis in die jüngste Zeit fortblühte und noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts achtbare Sprösslinge im Handels- und Militärstande aufzuweisen hatte.

Das Focky'sche Haus Nr. 502 (neu 4)

ist seines alterthümlichen Baues wegen merkwürdig. Die eigenthümliche hohe, zu beiden Seiten abgehackte Dachconstruction verräth den Baustyl des XVII. Jahrhunderts, und auch die Jahreszahl 1768 (wahrscheinlich die Jahreszahl der Renovierung) auf der vordern Dachwand ist beachtenswerth. Nach den ältesten Grundbüchern erscheint Daniel Focky, des Innern Rathes und Oberstall-Cammerer, im Jahre 1683 an der Gewähr und dürfte wahrscheinlich der Erbauer dieses Hauses gewesen sein. Er ist derselbe, der sich während der zweiten Türkenbelagerung (1683) um die Vertheidigung Wiens so grosse Verdienste erwarb. Er wurde damals zum Oberstlieutenant ernannt und hatte die ehrende Aufgabe, an der Seite des Bürgermeisters Liebenberg die waffenfähige Bürgerschaft, die damals (nach Huhn) 2382 Köpfe zählte, zu befehligen. Uermüdet und unerschrocken stellte er sich überall an die Spitze und dorthin, wo die Noth es erheischte. Sein Heldenmuth war umso nützlicher, als er durch sein Beispiel auch den Muth der Bürger anfeuerte. Nach dem glücklichen Entsatz war wohl Liebenberg nicht mehr am Leben, aber Daniel Focky trat in das Erbe seines Ruhmes und seiner Entlohnung; er rückte als Bürgermeister-Stellvertreter vor und war der Erste, der aus der Hand Leopolds I. die goldene Kette mit der daranhängenden Denkmünze erhielt und mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes ausgezeichnet wurde.

Nach dem Tode Focky's blieb dieses Geschlecht noch nahezu ein Jahrhundert im Besitze dieses Hauses, und zwar kamen dessen Sohn Jacob Ignaz Focky, *Medicinae-Doctor*, im Jahre 1700 und später dessen Erben an die Gewähr. ³⁾

¹⁾ Der religiöse Begriff der göttlichen Dreifaltigkeit wurde bei den frommgläubigen Wienern stets in Ehren gehalten, auch eine fromme Bruderschaft ward gebildet, die sich die „Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit“ nannte und der auch Leopold I. als Mitglied beitrug. Der Kaiser übergab diese Capelle im Jahre 1700 den Ordensgeistlichen des heiligen Philipp Neri, und Kuechelbecker erzählt: „Die Anzahl dero Ordens-Leuthe besteht bis dabero nur in zwölf Personen, welche nicht nur die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit verwalten, sondern es hält auch alle Abend einer von denselben auf dem öffentlichen Platze vor der heiligen Dreifaltigkeitssäule, der Graben genannt, eine Predigt.“ — Kaiser Josef II. hob diese Capelle im Jahre 1780 wieder auf und verkaufte die dazugehörigen drei Häuser, und zwar: das Haus Nr. 498 (neu 10), welches noch im Jahre 1775 als „Zinshaus der Philippi Nerianer“ genannt wird; Nr. 496, das schon 1700 grundbücherlich als Gast- und Wirthshaus „zur heiligen Dreifaltigkeit“ vorkommt, und Nr. 495 (neu 14), welches eine Ecke in die Seitenstettengasse bildet und seit 1827 in die heutige Gestalt umgebaut ist; die Capelle aber wurde durch ein Stockwerk im Innern untertheilt und zu Privatwohnungen eingerichtet. Das Aeußere der Kirche mit dem eigenthümlich geformten Blechdache ist noch heute deutlich erkennbar.

²⁾ Der über diese Theilung ausgefertigte Theilungsbrief (einem Transsumte des niederösterreichischen Stände-archives entnommen) gibt sowohl über die Glieder dieses alten Geschlechtes, als auch über die Gestalt des Hauses aus jener Zeit genaue Auskunft. Die Urkunde befindet sich noch gegenwärtig im Landstände-Archiv.

³⁾ Als weitere Besitzer erscheinen: 1787 Franz Wolf; 1795 Martin Wolf; 1806 Martin Wolf Edler von Wolfenthal; 1812 Franc. Wolf von Wolfenthal; 1822 Anna von Innerhofer, 1828 Joh. von Innerhofer; 1833 Joh. Innerhofer von Imhof; später Johann Kropf. Die gegenwärtigen Eigenthümer sind Franz und Johann Kropf.

Das Haus „zur schwarzen Bürste“ Nr. 459 (neu 11)

ist insoferne bemerkenswerth, als sich hier die beliebte Bier- und Weinschänke „zur schwarzen Bürste“, eine Rivalin der ebenso berühmten „weissen Bürste“ Nr. 630 (im Eder'schen Hause auf der Brandstätte), befand. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts nahmen beide Localitäten die Aufmerksamkeit der Wiener Trinkfreunde gleich lebhaft in Anspruch, so dass der Ausdruck „zur schwarzen oder zur weissen Bürste gehen“ allgemein gleichbedeutend war mit „tüchtig trinken“, daher noch heute der Ausdruck „bürsten“ so viel bedeutet als saufen. ¹⁾ Später führte dieses Haus das Schild „zum schwarzen Adler“.

XLII. CAPITEL.

Der Judenplatz.



Wenn es in Wien irgend einen Platz oder ein Plätzchen gäbe, das geeignet wäre, all' die Erinnerungen des Mittelalters uns so recht lebhaft vor Augen zu führen, all' die Schrecken und Grausamkeiten einer fanatisch bewegten, glaubensfinstern, unduldsamen Zeit uns wachzurufen, so ist es vor Allem der „Judenplatz“, der noch heute mit unverlöschlichen Zügen jene Spuren von Gräueltthaten festhält, die das Brandmal ewiger Schande dem XV. Jahrhundert aufdrücken. Hier war bis zum Jahre 1421 der Hauptsitz der Judenquartiere, und hier standen ihre wichtigsten Häuser und Gemeindegemeinden. Im Hause Nr. 345 (neu 10) z. B. war das „Judenspital“, wo die Armen unentgeltlich freundliches Obdach und sorgliche Verpflegung fanden; ²⁾ im Hause Nr. 344 (neu 9) befand sich die grosse „Judenschule“, hier wurden die göttlichen und weltlichen Gesetze gelehrt, und hier sog man freigeistige Denkungsart ein, gleich jenen spanischen Juden, die damals auf einer ausserordentlichen Höhe der Bildung standen. Am untern Ende des Schulhofes, an der Mauer des Carmeliterklosters lag der „Judengarten“, ³⁾ wo lachende und scherzende Kinder am Sabbathmorgen im Grase gewöhnlich zu spielen pflegten, während in der Synagoge der wöchentliche Abschnitt verlesen wurde; im Hause Nr. 432 (neu Kleeblattgasse 5) befand sich die „Judenbadstube“, in der Mitte des Judenplatzes aber das Haus des Rabbi; es stand zum Besuche der ganzen Gemeinde offen, hier ging man ein und aus ohne Umstände, verrichtete kurze Gebete, oder holte sich Neuigkeiten, oder hielt Betrachtungen in allgemeiner Noth; das wichtigste aber und grösste Gebäude von allen war die alte „Judensynagoge“, sie gehörte zu den bedeutendsten Deutschlands, und mehrere ihrer Rabbiner zeichneten sich durch tiefe Gelehrsamkeit aus, wie z. B. Isak ben Mose, Verfasser des theologischen Werkes „*Or serua*“ (gesäetes Licht), dessen Sohn Rabbi Hajyn und Rabbi Mordachai. ⁴⁾ Die Synagoge lag an der rechten Seite des Judenplatzes zwischen der heutigen

¹⁾ Eine noch einfachere Erklärung betreffs des logischen Zusammenhanges zwischen einem Mitgliede der Bürstenbinderzunft und einem Säufer stützt sich auf folgenden Umstand: Bei der Arbeit des Besen- und Bürstenbindens wird in der Regel massenhafter Staub erzeugt, was eine immerwährende Trockenheit der Kehle der Arbeiter verursacht, in Folge dessen sie das Bedürfnis häufiger und dringender als Andere fühlen, ihre Kehlen sachgemäss anzufeuchten. Da aber die Zunftmitglieder oft diesem Drange über die Gebühr nachgingen, so entstand für sie das bekannte Sprichwort: „Der sauft wie ein Bürstenbinder.“

²⁾ Im Gewährungsbuch bis zum Jahre 1794 heisst der Beisatz: „Haus, welches ehemals das Judenspital gewest.“

³⁾ Der „Judengarten“ wird schon im Jahre 1400 in einem Kaufbriefe erwähnt.

⁴⁾ Jost in seiner „Geschichte der Juden“ nennt die Wiener Synagoge eine der grössten Deutschlands und führt auch mehrere gelehrte Rabbiner jener Zeit als Muster der Weisheit an. Vide auch die „Geschichte der Juden“ von Georg Wolf.